

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 5

Artikel: Die Macht des Wortes
Autor: Schütz, Margarete
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

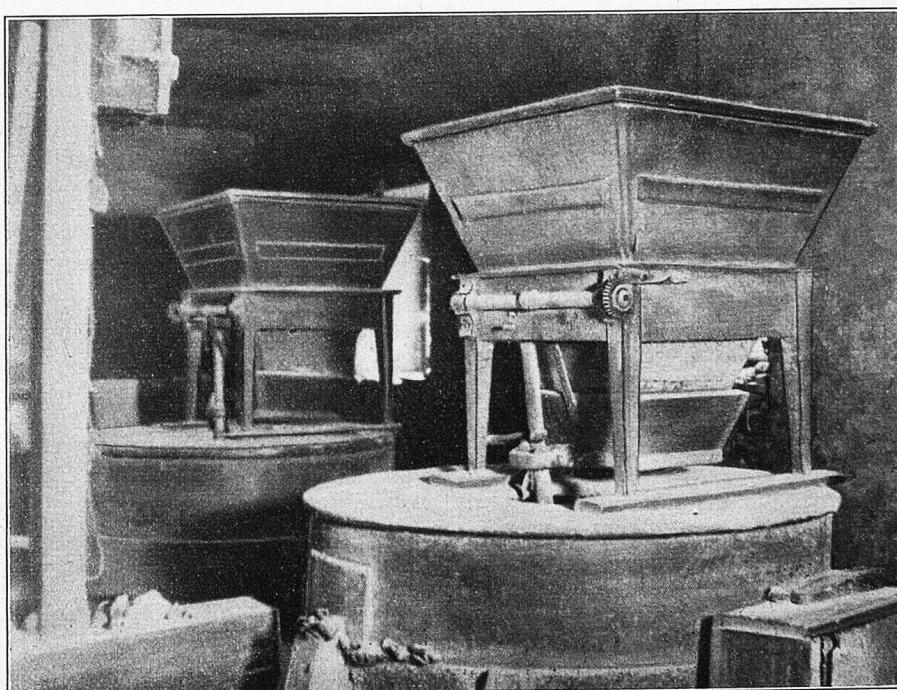
Die Macht des Wortes.

Von Margarete Schütz.

Es war einmal eine Frau, die einen braven Mann und zwei liebe Knaben hatte und ein recht beschauliches, ruhiges Leben führte. Man hielt sie allgemein für sehr glücklich und mit ihrem Schicksal zufrieden, aber diese ruhige, sanfte Frau trug eine Welt von Gefühlen und Gedanken in sich herum, von denen niemand etwas wußte, nicht ihr Mann und auch die besten Freunde und Nachbarn nicht. Sie hatte schöne poetische Gedanken über Mond und Sterne, über Blumen und Windeswehen, über Geigenklang und griechische Statuen; mit ehrfürchtigem Erstaunen dachte sie an ihren Gott und verträumt und sehnüchsig an die erste romantische Zeit ihrer jungen Liebe, die in so bürgerliches Geleise geraten war. Auch über Krieg und Politik, über das Schicksal der Frauen im allgemeinen und das ihre im besonderen machte sie sich durchaus selbständige, oft auch rebellische Gedanken. Aber nicht die Scheu, mißverstanden zu werden, hinderte sie, all das, was sie mit Jubel oder Trauer empfand, auszusprechen; sie hatte ganz einfach nicht die Fähigkeit es zu sagen, es in Worte zu kleiden und auch andere an ihrem reichen Innenleben teilnehmen zu lassen. Verse gelangen nicht, kein Lied gehorchte ihrer Stimme und ach, der Mund vermochte nur Alltägliches auszusprechen.

Aber ihre Hände taten einmal etwas, das edel und gar nicht alltäglich war. Sie zogen unter Lebensgefahr ein Kind aus dem reißenden Mühlbach, in den es beim Spielen hineingefallen war. Retterin und Kind lagen dann eine Zeit bewußtlos am Rasen, bis sie von Vorübergehenden bemerkt und ins Leben zurückgerufen wurden. Die junge Frau war dann tagelang die Heldin der kleinen Stadt. Dieser Triumph bedeutete ihr aber nicht viel. Ein seltsamer

Traum, den sie in der Nacht nach jenem Vorfall hatte, gab ihren Gedanken neue Richtung. Ein wunderschöner Engel in weißem, wallendem Gewande und gütigen Augen trat an ihr Bett und sprach: „Ich bin gekommen, um dir für die Rettung des Kindes zu danken. Ich bin sein Schutzenengel, konnte es aber gestern nicht beschirmen, weil mir ein Flügel durch den bösen Blitz versengt worden war und ich ihn erst in der himmlischen Werkstatt in Ordnung bringen lassen mußte. Mein erster Weg gilt nun dir, und ich möchte dir zum Zeichen meiner Dankbarkeit einen großen Wunsch erfüllen.“ — Die junge Frau dachte nach. Schon wollte sie den Mund zu einer Antwort öffnen, als sie aus dem Nebenzimmer die Stimme eines ihrer Knaben hörte, der im Schlaf leise weinte. Sofort erstarb jede selbstfüchtige Regung. Sie falte die Hände und bat: „Gewähre meinen Kindern, was mir versagt geblieben ist. Lasse sie verkünden, was ihr Herz erfüllt, schenke ihnen das beregte Wort, damit sie selber glücklich werden und auch andere Menschen glücklich machen können. Sie sollen laut Gottes ewige Güte preisen.“ — Der Engel lächelte und sagte: „Ich will Dir beim lieben Gott ein guter Fürsprecher sein. Du sollst an Deinen



Mahltrichter und Mahlsteine.
Phot. Joh. Ulr. Meng, Lehrer.

(Text siehe Seite 103.)

Kindern viel Freude erleben.“ Strahlende Helle erfüllte das Zimmer, der Engel entchwand. Die Frau erwachte; ein seltsam frohes, festliches Gefühl ließ ihre Pulse höher schlagen. —

Jahre vergingen. Aus den anmutigen kleinen Knaben wurden schöne stattliche Männer. Sie waren beide in der Schule schon so begabt und fleißig gewesen, daß ihre Lehrer ihnen für die Zukunft das Allerbeste prophezeiten. Es traf auch ein. Peter, der ältere von beiden, der so ernste, gewissenhafte, grüblerische Peter wurde Priester. Er stand auf der Kanzel und predigte Gottes Wort. Er sprach hinreizend. Nie war die Menge so andächtig, als wenn er das Hochamt zelebrierte.

Paul, der jüngere, das heitere, frohe Sonnenkind wurde Schauspieler. Er spielte unvergleichlich. Wenn seine junge, helle, metallische Stimme erklang, jubelten ihm die Menschen zu, besonders die Frauen, die alle den Held ihrer Träume in ihm verkörpert sahen. Mutter und Vater aber weinten Tränen der Andacht in der Kirche und Freudentränen im Theater. Nur eines gab es, doch trübte dies ihr Glück bedenklich. Die Brüder, sonst so gütig und verständnisvoll für alles, was das Leben an Freud und Leid, an guten und an bösen Werken brachte, verstanden einander nicht. Ja, sie vermieden sogar jede Begegnung, um der Mutter Zuliebe nicht in Streit zu geraten. Als Kinder hatten sie sich noch vertragen, aber die Verschiedenheit der Berufe, der Lebensansichten zerriß das geschwisterliche Band.

„Blendwerk der Hölle, Gottlosigkeit,“ sagte Peter finster, wenn er von den großen Erfolgen des Bruders hörte oder in der Zeitung las. —

„O, du dummer Peter, du hast ja keine Ahnung, wie schön das Leben sein kann,“ sagte Paul in Gedanken zu dem strengen, ernsten Priester. „Ich brauche mir nicht erst von Dir sagen zu lassen, was gut und recht ist. Ich fühle es in mir, und meine Kirche ist die Bühne.“

Da wurde eines Tages die Mutter krank, und der Arzt hatte fast keine Hoffnung mehr, sie am Leben zu erhalten. Die Söhne verbrachten all ihre freie Zeit bei ihr, doch auch jetzt noch vermieden sie es ängstlich, zu gleicher Zeit bei der Mutter zu weilen, die teilnahmslos, ohne jemand zu erkennen, mit geschlossenen Augen im Bette lag. Im innersten Herzen tat es den Brüdern leid, daß sie den Weg zu einander nicht finden konnten, angesichts der Sterbenden

hätten sie es gerne getan, doch keiner wagte es, den Anfang zu machen.

Der Sonntag kam, der Tag der Krise, der die letzte schwache Hoffnung auf Genesung barg.

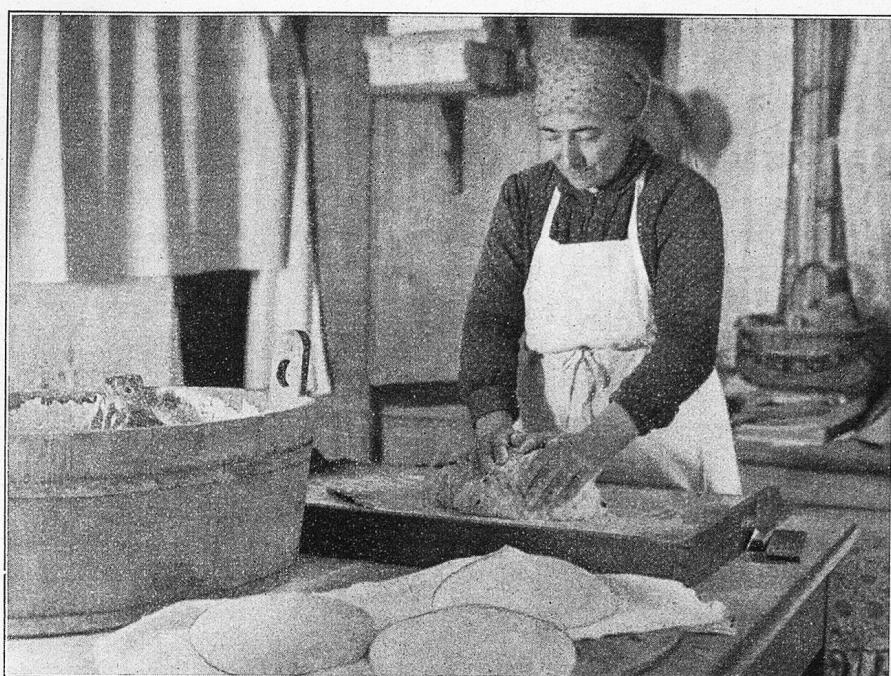
Paul, den jungen Schauspieler, trieb die Angst um die Mutter ruhelos von Straße zu Straße. Plötzlich stand er in der Kirche; er wußte selbst nicht, wie er hingekommen war. Vielleicht ließ ihn ganz unbewußt der Wunderglaube seiner Kindheit und Jugend, der nicht verloren gegangen, sondern nur durch die Kunst in den Hintergrund gedrängt worden war, dort Trost suchen, wo alle, die mühselig und beladen sind, ihn finden. Die Turmuhr schlug eben die zehnte Stunde. Sein Bruder Peter stand im Priesterornat auf der Kanzel und sprach wunderbar milde, gütige Worte. Er pries die Allmacht Gottes, die Herrlichkeit seiner Schöpfung und mahnte die Menschen, sich seinem unerforschlichen Ratschluß zu beugen, gleichviel, ob die auferlegte Last leicht oder schwer sei. — So schön und ausdrucksvoß hatte er noch nie gesprochen. Vielen Gläubigen standen Tränen in den Augen, und der Priester sah zu seinem Erstaunen auch seinen Bruder unter der knieenden Menge. Schluchzen durchschüttelte Pauls Körper, in tiefer Demut hielt er seinen Blick zu Boden gesenkt. —

Gegen Abend, als Peter bei der Mutter eintrat, legte der Vater den Finger an die Lippen. „Leise, Peter, sie schlafst. Sie wird gerettet werden.“ Peter drückte ihm schweigend die Hand und ging auf den Gehenspitzen aus dem Zimmer. Ein Gefühl unsäglicher Erleichterung und Dankbarkeit durchströmte ihn. Er lief ziellos durch die Straßen und stand plötzlich vor dem Theater. Seit seiner Knabenzzeit hatte er es nicht mehr betreten. Jetzt faszte ihn plötzlich das Verlangen, Paul an seiner Wirkungsstätte aufzusuchen. Vielleicht ließ sich doch eine Brücke zu ihm finden, so wie auch Paul sie zu ihm gefunden hatte. Zögernd, scheu, wie unter einem Zwang stehend, löste er sich eine Karte und wohnte der Vorstellung bei. Und auch der Priester erlebte ein Wunder. Auf der Bühne stand ein junger Held, der in flammenden Worten das Gute und Edle pries, eine Lichtgestalt, die siegreich das Böse überwand. Nie hatte Peter auf so erschütternde Art Verse sprechen gehört, nie einen Menschen gesehen, der so vollkommen das gute Prinzip verkörperte wie sein Bruder. Das stürmische Beifallsrauschen des Publikums

fand er nur allzu begreiflich.

Als der junge Schauspieler müde und erschöpft aus dem Theater trat, um so rasch als möglich zur Mutter zu eilen, traute er seinen Augen nicht, als er unter der Menge, die wie immer beim Bühnenausgang ihres Lieblings harzte, seinen Bruder erblickte. Der Priester trat rasch auf ihn zu, küßte ihn auf beide Wangen und sprach: „Paul, wir gehören zusammen. Doch sprechen wir später davon. Gott sei gelobt, der Mutter geht es besser.“

Hand in Hand traten die Brüder bei der Kranken ein, die eben aus erquickendem Schlaf erwachte. Sie wußte, daß sie nun gesund werden würde, daß sie dem Leben wieder gegeben war. Sie fühlte sich noch zu schwach, um zu sprechen, auch konnte sie ja noch immer nicht so recht sagen, wie es ihr ums Herz war, aber



Hausbäckerei. Formen der Laibe.

Phot. Joh. Ulr. Meng, Lehrer.

(Text siehe Seite 103.)

den warmen, guten, leuchtenden Blick der Mutter hatten die Söhne ja stets verstanden. Jetzt wußten sie aber auch, daß der Priester der Kirche und der Priester der Kunst in Eintracht nebeneinander ihre Mission ausfüllen können und sollen. —

Ehrfürchtig küßten sie der Mutter die Hand.

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;

Was die Stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.

Kraft erwart ich vom Mann, des Geistes Würde behaupt' er;

Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.

Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Taten;

Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit;

Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrscht bloß, wo sie sich zeigt.

Fr. Schiller.

Pechvogel und Glückskind.

Ein Märchen von Volkmann Leander.

In einer kleinen Stadt, nicht weit von dem Orte, wo ich wohne, lebte einmal ein junger Mann, dem alles zum Unglück ausschlug, was er anfing. Sein Vater hatte Pechvogel geheißen, und so hieß er denn auch Pechvogel. Beide Eltern waren ihm früh gestorben, und die lange, dürrre Tante, die ihn damals zu sich genommen hatte, prügelte ihn jedesmal, wenn

sie aus der Messe kam. Da sie nun aber jeden Tag in die Messe ging, so prügelte sie ihn eben auch alle Tage. Er hatte aber auch wirklich sehr viel Unglück. Denn wenn er ein Glas trug, fiel es ihm gewöhnlich hin; und wenn er dann weinend die Scherben auflas, schnitt er sich stets in die Finger.

So ging es in allen Dingen. Zwar die lange